Nr. 269. XXX. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Donnerstag, 30. Mai 1901.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Friedenstrinkspruch des Kaisers.

Nach dem gestrigen Exerziren der Gardeinfanteriebrigade, das bekanntlich zum Gedächtniß der letzten Heerschau Kaiser Friedrichs stattfand, speiste der Kaiser im Kasino des zweiten Garderegiments. Zu dem Diner hatte unter Anderen auch der hier anwesende französische General Bonnal eine Einladung erhalten.

Man weiß, daß nach einer unwidersprochen gebliebenen Zeitungsmeldung der Kaiser es sich verbeten haben sollte, daß von ihm gehaltene Ansprachen und Reden unkontrollirt in die Presse gelangten. Dies Verbot scheint für den gestrigen Tag wieder aufgehoben worden zu sein, denn ein hiesiges Blatt, das noch nicht mit dem Reichsanzeiger identisch ist, wurde in die Lage versetzt, den folgenden Trinkspruch des Kaisers, der, wie man uns versichert, dem Inhalte nach authentisch ist, zu veröffentlichen:

„Es freut Mich gerade heute mittheilen zu können, daß es im fernen Osten zu Friedensabschlüssen gekommen ist, und daß die Truppen zurückgezogen werden können. Es sind Mir aus diesem Anlaß von vielen Seiten Anerkennungen und Danksagungen zu Theil geworden, auch eine vom Kaiser von Rußland persönlich abgesandte Depesche habe Ich heute erhalten; sie lautet:

„Für die Dienste in China sage Ich Euer Majestät Meinen herzlichsten Dank. Graf Waldersee hat eine schwere, undankbare Sache mit Würde und Geschick geführt, Ich bezeuge Meine volle Sympathie.“

Mit dem heutigen Tage ist der Brigade eine ganz besondere Ehre zu Theil geworden, indem sie zwei Offiziere der französischen Armee in ihrer Mitte willkommen heißt. Es ist dies das erste Mal, ebenso wie deutsche und französische Truppen zum ersten Mal Schulter an Schulter gegen einen gemeinsamen Feind in guter Waffenbrüderschaft und treuer Kameradschaft gekämpft haben. Die beiden Herren Offiziere und ihre gesammte Armee Hurra! Hurra! Hurra!“

Nach der Ansprache des Kaisers, die in deutscher Sprache gehalten wurde, gab die Kapelle einen dreifachen Tusch.

Nach einigen Minuten erhob sich der französische General Bonnal und sagte in französischer Sprache dem Kaiser in warmer Weise seinen Dank dafür, daß es ihm gestattet worden sei, gerade diesem denkwürdigen Exercieren beizuwohnen und für die zahlreichen ehrenden Aufmerksamkeiten von Seiten des Kaisers und der deutschen Offiziere. Der General schloß seine Ansprache mit den Worten: „Die deutsche Armee und ihr Soldatenkaiser hoch, hoch, hoch!“ Nach dem Hoch intonirte die Kapelle die deutsche Nationalhymne.

Das Wichtigste an dieser kaiserlichen Auslassung ist nicht nur die Ankündigung, daß es in China zu „Friedensabschlüssen“ gekommen ist, sondern das Anerkennungstelegramm des Zaren. Dieses kurze Aktenstück, das bei diesem Anlaß zur Verlesung kam, muß alle Diejenigen unter den Nörglern an unserer auswärtigen Politik in große Verlegenheit bringen, die, wie die Organe der Bismarckfreunde und einzelne Blätter der Agrarier, seit Monaten steif und fest behaupteten, die Drähte zwischen Berlin und Petersburg seien infolge der „Engländerei“ des Souveräns durchschnitten. Noch schlimmer aber ergeht es jenem Theil der russischen und französischen Presse, der es bestritt, daß die Wahl Waldersees zum Oberkommandirenden der verbündeten Truppen in China auf Anregung des Zaren erfolgt sei. Kaiser Nikolaus dankt nicht nur für die Rußland von uns erwiesenen Dienste in China, nein, er ergreift geradezu mit Begierde die Gelegenheit, dem Grafen Waldersee seine Sympathie zu bezeugen und zu erklären, daß der deutsche Feldmarschall seine undankbare Aufgabe mit Würde und Geschick erfüllt habe. Wäre die Berufung Waldersees gegen den Willen des Zaren erfolgt, und hätte der Kaiser von Rußland nicht das Gefühl gehabt, daß er diesem Manne und dem deutschen Kaiser für die Verdächtigungen der russischen Presse eine Genugthuung schulde, so würde er sich wohl gehütet haben, seine Anerkennungskundgebungen in der vorliegenden Fassung zu formuliren.

Gegen die Wichtigkeit dieses zarischen Telegramms tritt selbst die liebenswürdige Wendung, die Kaiser Wilhelm zu Ehren des französischen Gastes über die Waffenbrüderschaft der deutschen und der französischen Armee in China gefunden, ein wenig in den Hintergrund. Es ist ja ohne Zweifel eine historisch denkwürdige Thatsache, daß deutsche und französische Truppen seit dreißig Jahren zum ersten Mal Schulter an Schulter gemeinsam gekämpft haben. Aber wenn der französische General Bonnal in seiner Dankesantwort die deutsche Armee und ihren „Soldatenkaiser“ hoch leben ließ, so scheint er uns doch die Natur des Monarchen sowohl, wie die seines Verhältnisses zum deutschen Volke seltsam verkannt zu haben. Immerhin bleibt es erfreulich, daß angesichts so mancher chauvinistischen Ströme in der französischen Republik die Worte unseres Kaisers dazu angethan sind, Bresche in die Mauer gewisser Voreingenommenheiten zu legen, die selbst einflußreiche Kreise Frankreichs zeitweilig immer von Neuem befissen sind, aufzurichten und zu stützen.

* * *

In flagrantem Gegensatz zu diesen kaiserlichen Auslassungen steht allerdings die **etwas chauvinistische Rede,** die der **Kriegsminister André** am zweiten Pfingstfeiertag in Troyes gehalten hat. Sie ist, wie unser Pariser △-Korrespondent uns schreibt, die erste rednerische Leistung dieses Ministers, die von den Blättern der melinistischen und nationalistischen Opposition mit Wohlwollen beurtheilt wird. Der General André, der in seinem Aeußeren — mit dem mageren, faltigen Gesicht und dem Kneifer auf der Nase — mehr wie ein Aktenmensch als wie ein Militär erscheint, ist bekanntlich die „bête noire“ der Nationalisten, die ihn „den General der Logen“, den „sogenannten General“ nennen und ihm noch weniger schmeichelhafte Namen geben. Ob er ein großes Kirchenlicht ist, kann wirklich zweifelhaft scheinen — er wird auch von manchem regierungsfreundlichen Beobachter für einen nicht übermäßig begabten radikalen Parteifanatiker gehalten, der im Grunde genommen nur der Willensvollstrecker seines Gönners, des alten Brisson ist. Ein paar Mal hat er durch Banketreden den Witzblättern und Kupletdichtern Stoff gegeben, so, als er (wie die Nationalisten behaupteten, in der Weinlaune) erklärte, er werde das Kriegsministerium nur „les pieds devant“ verlassen — „die Füße voran“, wie die Todten hinausgetragen werden. Die Rede, die er in Troyes gehalten, hatte er vorher sorgsamer ausgearbeitet, und er hatte sie in etwas kriegerischen Tönen abgefaßt, um zu beweisen, daß er mehr wäre als ein „sogenannter General“.

Er sprach in Troyes von dem Denkmal des Bildhauers Mercié, welches die Inschrift trägt „Gloria victis!“ Er sagte, daß diese Inschrift ihn peinlich berührt habe. „Gloria victoribus!“ das ist der wahre Ruf. Vergessen wir ihn nicht, und arbeiten wir daran, den Sieg vorzubereiten, um unser Werk zu vollenden und zu gutem Ende zu führen!“ Dann geißelte er seine Gegner im Inlande, „die durch ihre Perfidie Mißtrauen zwischen uns säen“ — und die dem Soldaten einreden, daß seine Führer „Verräther, Schurken und Kanaillen“ seien. Und er schloß mit einem Appell an den Arbeitseifer der Armee, „damit das siegreiche Frankreich eines Tages unter den Nationen den Rang wieder gewinne, den es ehemals eingenommen“.

Diese Worte sind vielleicht weniger dazu bestimmt, die Rivalen im Auslande zu beunruhigen als die Leute, welche in Frankreich von den nationalistischen Schreibereien über die „Zerstörung der Armee“ erschreckt sein könnten, zu beruhigen. Die „Débats“ und einige andere Blätter finden denn auch zum ersten Male, daß der General André nicht schlecht gesprochen hat. Die Freude wird nicht lange dauern, denn wenn der soeben eingebrachte Gesetzentwurf über die Reform der Militärprozesse zur Verhandlung kommen wird, werden die „Débats“ und ihre Gesinnungsgenossen wieder erklären, der Kriegsminister zerstöre die Armee. Dieser Gesetzentwurf, der die außerdienstlichen Vergehen der Militärs der Civilgerichtsbarkeit überweist und den Verurtheilten in Friedenszeiten gestattet, sich an den Kassationshof zu wenden, ist sehr verdienstlich. Die Gegner des Kriegsministers aber werden finden, daß nur ein „sogenannter General“ sich unterstehen könne, die militärische Gerichtsgewalt in solcher Weise zu beschränken.

Der Kriegsminister hat neulich in einer anderen Rede — er spricht gern und viel! — in Lyon von der Verkürzung der Dienstzeit gesprochen. Er hat gegen das Projekt des Meliniisten de Montebello protestiren wollen, das eine nur einjährige Dienstzeit vorschreibt, aber eine starke Stammarmee durch Gewinnung von Kapitulanten bilden möchte, und hat mit Recht eine solche Armee ein „Prätorianerheer“ genannt. Aber er hat sich so unklar dabei ausgedrückt, daß es scheinen — und daß die nationalistische Presse es so darstellen konnte, — als wäre die Regierung, die doch bekanntlich die zweijährige Dienstzeit einführen möchte, gegen jede Verkürzung der Dienstzeit. Waldeck-Rousseau hat die Sache dann eingerenkt, indem er vor der Armeekommission des Senats die Pläne der Regierung mit der ihm eigenen Exaktheit darlegte. Er zeigte, daß es bei Einführung der zweijährigen Dienstzeit, wenn die Armee auf dem bisherigen Friedensbestande erhalten werden sollte, nöthig wäre, die bisher dispensirten jungen Leute (und es werden durchschnittlich 61,000 als „Ernährer der Familie“ vom Dienst dispensirt) zum Militärdienst heranzuziehen, und er erklärte, daß man diese wichtige Frage dem Lande bei den nächsten Wahlen zur Entscheidung vorlegen müsste. So hat er klar gelegt, was sein Kriegsminister durch seine Rede entstellt hatte. Waldeck-Rousseau wird den ziemlich chauvinistischen Redeerguß von Troyes nicht dementiren — und das umsoweniger, weil er weiß, daß man die Bedeutung dieser Leistung nirgends überschätzen wird — aber es ist sicher, daß Waldeck mit seiner nüchtern praktischen Denkweise für eine chauvinistische Politik nicht zu haben wäre.

---

* Der **Wahlsieg der Liberalen** in **Greifswald-Grimmen** ist entschieden. Wie wir soeben erfahren, ist der Kandidat der Freisinnigen Vereinigung, Bergrath Gothein, mit nahezu 10,000 Stimmen gewählt.] Es sind also über die bei der Hauptwahl abgegebenen Stimmen der Freisinnigen und der Sozialdemokraten hinaus bei der Stichwahl aus eigener Kraft noch 2100 Stimmen zu Gunsten der Liberalen hinzugekommen. Dieser Wahlsieg der Freisinnigen wird, wie wir hoffen, im ganzen Lande erfrischend wirken. Es geht damit den Konservativen ein Wahlkreis verloren, den sie gewissermaßen in Erbpacht genommen zu haben glaubten. In Greifswald ist, wie man uns mittheilt, die Stimmung unter der Bürgerschaft eine so gehobene, daß man für nächsten Sonnabend einen großen Festkommers zur Feier des Wahlsieges von Bergrath Gothein plant.

Von den schönen Künsten.

(Von unserem Korrespondenten.)

[Nachdruck verboten.] **Paris,** im Mai.

T. W. Die allgemeine Kunstbegeisterung ist im Wachsen: die beiden „Salons“ sind noch nie so besucht gewesen wie in diesem Frühjahr. Eine bildungsfrohe Menge wandert täglich zum „Grand Palais“. Diejenigen, welche den Palast von der Avenue d'Antin aus betreten, gerathen in den Salon der ehemaligen Gesellschaft vom „Champ de Mars“. Diejenigen, welche von der Avenue Nicolaus kommen, fallen in den „Salon der Champs Elysées“ hinein. Gute Fußgänger legen die sämmtlichen Kilometer der beiden Ausstellungen an einem Tage zurück. Wenn sie dann Abends nach Hause wanken, glauben sie sich klüger, weil sie von all dem Schauen ganz dumm geworden sind.

Ich habe von den diesjährigen „Salons“ nur möglichst wenig berichtet, denn der Leser hat ein gewisses Anrecht auf Schonung. Auch in Deutschland blüht und gedeiht die Kunst, auch in Deutschland wachsen und mehren sich die Ausstellungen. Es hängt sehr viel Interessantes in Berliner, Dresdener, Münchener und Darmstädter Bildersälen — man braucht nicht mehr so ausführlich aufzuzählen, was alles in den Pariser Sälen hängt. Dazu kommt, daß von der wirklich modernen französischen Malerei in der Berliner „Sezession“ weit mehr zu sehen ist als in den Pariser „Salons“. Monet, Renoir, Degas senden ihre Werke nicht auf diese große Frühjahrsmesse, sie nehmen an diesem lärmenden Volksvergnügen nicht Theil. Die Impressionisten bilden eine eigene Kaste im Kunststaat, eine Kaste, die sich hinter hohen Mauern abschließt. Wer ihre Bilder kennen lernen will, muß zu den Kunstsammlern gehen oder zu den Kunsthändlern oder zu den Auktionen im Hotel Drouot. Ein französischer „Salon“ aber, in dem die Impressionisten fehlen, ist wie eine Champagnerbowle ohne Champagner. Denn man kann die Werke dieser Schule beurtheilen, wie man will, eines ist sicher: sie werden in späteren Tagen die französische Malerei der Jetztzeit repräsentiren. Die Sammler wissen es und zahlen immer höhere Preise. Ein Bild von Monet, das noch vor wenig Jahren zwölftausend Francs gebracht hat, wurde neulich für vierzigtausend Francs nach Amerika verkauft. Mögen die Bilder der Impressionisten dazu beitragen, die Seelen der amerikanischen Trustkönige zu veredeln!

Die impressionistische Schule also ist im „Salon“ nicht vertreten. Und man sucht überhaupt vergeblich nach irgend einer bestimmten Schule, nach irgend einer ausgeprägten Richtung — und ebenso vergeblich nach einer neuen, kraftvoll eigenartigen Persönlichkeit. Die Einzigen unter den Jüngeren, die als selbstständige Individualitäten gelten können, sind Lucien Simon und Cottet, die Maler bretonischer Bauernbilder. Aber sie sind nun seit vier oder fünf Jahren Stammgäste im Salon des „Champ de Mars“, und ihr Ruhm und ihre Bilder sind schon nach Dresden gedrungen. Ihre Manier — denn von einer „Schule“ kann man nicht reden — wird von einigen Anderen nachgeahmt, und die in schweren dunklen Farben gemalten bretonischen Bauernbilder sind im „Salon“ ziemlich zahlreich. Auch der Freund der Beiden, Emile René Ménard, der in mattleuchtenden Farbentönen, unter denen ein feines Goldbraun überwiegt, klassisch stilisirte Landschaften malt und nach Klarheit und einfacher Größe ringt, zieht eine Schaar von Nachahmerlern hinter sich her. Noch ein Endchen weiter, und man wird mit all diesem Stilisiren und mit all diesem Bemühen, die Natur zu veredeln, wieder bei der Unnatur der „heroischen“ Landschaften angelangt sein!

Es ist ganz überflüssig, vom „Salon der Champs Elysées“ zu reden. Man sieht dort pompöse Historien- und freundliche Genrebilder für Familienzimmer, nackte Nymphen und braune Kühe. Man sieht auch die Porträts berühmter Zeitgenossen: den Präsidenten Loubet, gemalt von Bonnat, den Papst, gemalt von Dreyfus-Gonzalès und Siegmund Lautenburg, gemalt von Adolph Weiß. Es giebt dann noch einen dritten Salon: den Salon der „Indépendents“ der „Unabhängigen“, der diesmal in einem der beiden gläsernen Ausstellungstreibhäuser an der Seine haust. Vieles, was dort hängt, paßt gut ins Treibhaus, denn es ist wirklich Treibhauskunst — eine geqnälte oder spielerische Künstelei. Diese „Pointilisten“, die Luce, Ryssselberghe und Signac, die ihre Bilder aus bunten Pockenpünktchen zusammensetzen, sollten endlich durch all ihre Punkte einen derben Strich machen! Anderes ist grotesk in seiner hilflosen Naivetät und seiner kindlichen Talentlosigkeit. Aber einige der Aussteller, wie Bonnard und Vuillard — der von den Japanern den feinen Farbengeschmack gelernt hat — sind echte und auch eigenartige Talente. Der Graf Eugène-Ernest-Edmond Le Marcis hat sechs Säle mit 36 Kolossalbildern angefüllt, auf denen die Schrecknisse der „Göttlichen Komödie“ gemalt sind. Riesen, Ungeheuer, Menschen mit Drachenflügeln, Schlangen mit Menschenköpfen toben, rasen und ringen auf der Leinwand. Wer nicht das Talent eines gewöhnlichen Menschen hat, geberdet sich bisweilen als Uebermensch, und wer keinen mittelgroßen Mann zeichnen kann, malt Riesen. Die künstlerischen Träume, in denen Le Marcis zu leben scheint, gleichen einem schweren Alpdrücken. Aber dieser Graf, den Einige für ein Genie erklären, und der zweifellos eine gewisse Begabung besitzt, verdient schon Anerkennung und Bewunderung um der ungeheuren Arbeitskraft willen, von der seine Ausstellung zeugt. Denn er hat nicht nur sechsunddreißig Kolossalbilder gemalt, er hat auch die ganze „Göttliche Komödie“ vom Anfang bis zum Ende gelesen.

Von all diesen grotzen, wirren, markischreierischen Ausstellungen kann man in ein kleines stilles Boudoir der Kunst flüchten: zu der Daumier-Ausstellung in der „Ecole des Beaux-Arts“ auf dem Quai Malaquais. Dort genießt man wirklich etwas wie die Ruhe im dämmerigen Boudoir nach dem Trubel eines Festes, wie die Siesta nach dem Karneval mit seinem Lärm, seinen geschminkten Reizen, seinem Krethi und Plethi. Kluge Kunstfreunde haben die Werke des grotzen Karikaturisten und Sittenschilderers des „Juste Milieu“ in den Sälen der „Ecole“ vereinigt: Oelbilder und Aquarelle, Zeichnungen und Drucke — das Lebenswerk eines Ironisten, der die Herren des Tages mit seinem Spott verfolgte, aber dem die Ironie nicht das Herz ausgetrocknet, nicht die Begeisterung getödtet hatte.

Als Honoré Daumier 1879 nach einem arbeitsreichen Leben, fast ein Siebziger, starb, war ein großer Theil dieses Lebenswerkes so gut wie verschollen. Die zahllosen Nummern der „Caricature“, in denen Daumier den Bürgerkönig und seine Minister lächerlich gemacht und die bedrohte Preßfreiheit mit kühnem Griffel vertheidigt, die späteren Blätter, in denen er die „Ratapoil“ und die „Décembraillards“, die Agenten Louis Napoleons mit Knebelbart, hochzugeknöpftem Rock und dickem Knotenstock, gezeichnet, die Wände, in denen er „Robert Macaire“, den zu Ansehen gelangten, Financier und Politiker gewordenen Reklameritter verewigt — das Alles lag unter den Tischen der Antiquare und schien höchstens einen Makulaturwerth zu haben. Die Bilder und Zeichnungen, die sich beim Ableben Daumiers im Atelier befanden, kauften obskure und skrupellose Händler der Wittwe für einige hundert Francs ab. Und heute werden die Blätter der „Caricature“ wie Schätze gesucht, und die Sammler bezahlen fünf-